

(Nachdruck verboten.)

171

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Die Frauen wurden ängstlich, und auch die Männer verstummten unter der aufreizenden Heftigkeit dieser Worte und wichen ein wenig zurück, in Angst vor den möglichen Folgen. Nur wenige verstanden den wahren Sinn des Gehörten, den meisten, vom jahrhundertelangen Druck der Lohnsklaverei geistig stumpf geworden, war diese Maserei der Empörung fremd. Was sollte ihnen das frommen? Hunger leiden müßte man nach wie vor, nur eingesperrt würde man noch obendrein.

„Ich weiß, Ihr getraut Euch nicht,“ fuhr Lange mit grimmigem Hohn fort. „Aber es giebt schon Leute, die sich eines Tags getrauen werden! Dieses Euer Beauclair wird in die Luft gesprengt werden, wenn es nicht etwa schon früher in Fäulnis zerfallen ist. Ihr habt keine Nasen, alle miteinander, wenn Ihr nicht riecht, daß hier alles faul ist und daß es nach Was stinkt. Wir stehen auf einem Misthaufen und man braucht wahrhaftig kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß der Sturmwind, der sich erhebt, die Stadt wegblasen wird mit all den Räubern und Mördern, die unsre Herren sind. Alles muß stürzen, alles muß hin werden, Tod der Tyrannei, Tod den Tyrannen!“

Die Sache wurde so arg, daß der Unterpräfekt Châtelard, so sehr er es sonst liebte, den Dingen ihren Lauf zu lassen, sich genötigt sah, einzugreifen. Man mußte jemand verhaften. Drei Gendarmen warfen sich auf Lange und führten ihn durch eine dunkle, menschenleere Seitengasse fort, wo der Schall ihrer Schritte sich bald verlor. In der Menge hatte sich übrigens nur eine geringe, zögernde Bewegung gezeigt, die alsbald wieder in sich zusammensank. Die Menschenansammlung löste sich auf, und wieder begannen die Leute langsam und schweigend im schwarzen Kot der Straße hin und her zu gehen.

Lucas war erschauert. Die prophetischen Drohworte hatten ihm ins Ohr geschallt wie die Ankündigung der fürchtbaren Folgen alles dessen, was er seit der Abenddämmerung gesehen und gehört. So viel Ungerechtigkeit und Elend mußten endlich die Katastrophe herbeiführen, die auch er am Horizont heraufkommen sah, gleich einem Gewittersturm, der Beauclair zerschmettern und hinwegschwemmen würde. Und sein Herz krampfte sich schmerzlich zusammen, schauderte vor der Gewaltthat zurück. Sprach der Köpfer wahr? Sollte es der Gewalt, sollte es des Raubs und Mords bedürfen, um die Gerechtigkeit wieder herzustellen? Während er in erregten Sinnen stand, glaubte er inmitten der harten und düsteren Gesichter der Arbeiter die blassen Gesichter des Bürgermeisters Gourier, des Präsidenten Gamme und des Hauptmanns Jolibet vorbeikommen zu sehen. Dann erblickte er im hellen Licht einer Gaslampe die angstverzerrten Züge der Mazelle. Die Straße stößte ihm Widerwillen ein, und sein Mitgefühl, sein Trostbedürfnis drängten ihn nur noch, Nanet zu folgen, ihn einzuholen, zu erfassen, in welchem Winkel Josine sich barg.

Nanet marschierte tapfer mit aller Kraft seiner kleinen Beine. Gleichwohl holte ihn Lucas, der gesehen hatte, daß der sich die Rue de Brias hinauf gegen die Hölle wendete, sehr bald ein, denn das arme Kind schleppte schwer an dem großen Laib Brot. Er hielt ihn mit den Armen fest an die Brust gedrückt, aus Furcht, ihn zu verlieren und wohl auch, daß ein böser Mensch oder ein großer Hund ihn ihm entreiße. Als er den eiligen Schritt Lucas' hinter sich hörte, bekam er Angst und versuchte zu laufen. Aber als er sich umwendete und beim Schein des aus den letzten Läden fallenden Lichts den Herrn erkannte, der ihnen beiden, ihm und seiner großen Schwester, heute zugelächelt hatte, ließ er sich einholen.

„Soll ich Dir Dein Brot tragen?“ fragte der junge Mann.

„O nein, ich trag's lieber selber, ich freue mich so damit.“
Sie hatten nun Beauclair hinter sich gelassen und be-

fanden sich auf der Landstraße unter dem dunkeln, stürmischen Himmel. Aus einiger Entfernung schienen die Lichter der Hölle herüber. Und man hörte das Klappern der Holz-pantoffeln des Kleinen, der das Brot höher an seiner Brust hinaufschob und fester faßte, um es nicht zu beschmutzen.

„Weißt Du, wohin Du gehst?“

„Freilich.“

„Ist das weit, wohin Du gehst?“

„Nein, da irgendwo.“

Nanet wurde von neuer Furcht beschlichen, denn er verlangsamte seine Schritte. Warum fragte ihn der Herr so aus? Der Kleine, der fühlte, daß er der einzige Beschützer seiner Schwester sei, dachte über eine List nach. Aber Lucas, der seine Gedanken erriet, wollte ihm zeigen, daß er sein Freund sei, erfaßte ihn spielend und hob ihn hoch empor, im Augenblick, wo der Kleine mit seinen kurzen Beinchen beinahe in eine Lache geplatscht wäre.

„Goppla, mein Junge, Du darfst Dein Brot nicht in eine Sauce tunken!“

Nanet, der die sichere Kraft dieser guten brüderlichen Arme gefühlt hatte, lachte laut mit kindlicher Fröhlichkeit, und plötzlich zutraulich geworden, duckte er gleich seinen neuen Freund:

„O, Du bist stark, und Du bist lieb!“

Und er trabte ohne jede Mangelhaftigkeit weiter. Aber wohin mochte Josine sich vertrocknen haben? Sie gingen weiter und weiter, und Lucas glaubte im Schatten eines jeden Baumstammes ihre unbeweglich wartende Gestalt zu erkennen. Sie näherten sich der Hölle, das Stampfen des großen Dampfhammers machte schon den Boden erzittern, und lange elektrische Strahlen erleuchteten die wolkige Luft. Nanet wandte sich, ehe sie die Berle erreicht hatten, nach rechts, der Brücke zu, und überschritt die Mionne. Lucas sah sich so wieder auf den Schauplatz ihrer ersten Begegnung vor einigen Stunden zurückgeführt. Wohlthätig fing der Knabe an zu laufen, Lucas sah ihn nicht mehr und hörte ihn nur, wie er freudig lachend ausrief:

„Da, Schwester, da, Schwester, sieh nur her! Ist das nicht schön?“

Unmittelbar nach der Brücke senkte sich das Ufer, und dort stand eine Bank im Schatten eines Bretterzauns, gerade gegenüber der Hölle, die am andern Ufer des Flusses quaknte und zischte. Lucas hatte sich an den Bretterzaun gestoßen und hörte im selben Augenblick das Lachen des Kindes in Weinen und Schreien übergehen. Er fand sich endlich in der Finsternis zurecht und sah nun Josine ohnmächtig auf die Bank hingsinken. Sie hatte sich hier, erschöpft vor Hunger und Schmerzen, niedergelassen, und Nanet war von ihr weggeeilt, ohne daß sie recht begriffen hätte, was er in seiner Straßenjungenkühnheit plante. Nun fand er sie, zurückgelehrt, ganz kalt und wie tot, und er brach in heftiges Schluchzen aus.

„O, Schwester, wach auf, wach auf! Du mußt essen, so ist doch, wir haben ja jetzt Brot!“

Auch Lucas' Augen hatten sich mit Thränen gefüllt. So viel Elend, ein so schreckliches Schicksal voll Leiden und Entbehrungen, so schwachen, braven und liebenswürdigen Geschöpfen aufgeladen! Er stieg eilends zum Fluß hinab, tauchte sein Taschentuch ins Wasser und befeuchtete die Stirn Josinens. Die Nacht, düster und unheildrohend, war glücklicherweise nicht kalt. Er nahm die linke Hand des Mädchens und rieb und wärmte sie in den feinigsten; sie seufzte endlich und schien wie aus einem schweren Traum zu erwachen. Von ihrer langen Ohnmacht betäubt, verwunderte sie sich über gar nichts; es schien ihr ganz natürlich, daß ihr kleiner Bruder da war, daß er einen Laib Brot gebracht hatte, und daß neben ihm dieser große und schöne Herr stand, den sie nun wiedererkannte. Vielleicht dachte sie, der Herr habe das Brot gebracht. Ihre armen schwachen Finger konnten die Rinde nicht brechen. Er mußte ihr helfen, mußte kleine Stücke abbrechen und sie ihr langsam, eins nach dem andern reichen, damit sie nicht ersticke in ihrer gierigen Glast, den nagenden Hunger, der in ihr wühlte, zu stillen. Dann fing ihr zarter, schwächlicher Körper an zu zittern, und sie weinte, weinte ohne Unterlaß, als dabei immer weiter und befeuchtete jeden Wimper mit ihren Thränen, als mit der Eier,

mit der Ungelenkheit eines geschlagenen Tieres, das nicht einmal schlagen kann und das sich zitternd beeilt. Lucas brachte ihre Hände zur Ruhe, und wehen Herzens, von Mitleid überwältigt, fuhr er fort, ihr langsam die Bissen, einen nach dem andern zu reichen. Nie im Leben vergaß er dieses Abendmahl des Leidens und Mitleidens, dieses Brot des Lebens, das er dem jammervollsten und zartesten der Geschöpfe gereicht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

29]

Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

„Auf Ihr Wohl, Herr Bohrmann!“

„Danke, lieber Hantinger! Bitte, langen Sie nur zu! Der Cognac ist gut, nicht wahr?“

Hantinger nahm ihn unter den Arm.

„Sie Heuchler, jüngst schickten Sie mich fort, da ich einen kleinen Bump versuchen wollte, und jetzt werfen Sie ein paar hundert Francks für ein Frühstück fort. Ja, ja, die Lantiemen.“

„Langen Sie nur zu,“ sagte Bohrmann mechanisch, mußte sich aber setzen, so war er erschrocken. Dann erhob er sich vorsichtig und bat den Dramaturgen, ihm zu folgen.

Draußen im Flut versuchte er seine Fassung wieder zu gewinnen.

„Ich bitte Sie, mein lieber Herr Doktor Hantinger, ich bin so unerfahren. Ich habe die Gesellschaft zu einer Kalsuppe und etwas Bier eingeladen. Bitte, bitte, selbstverständlich habe ich meine Unerfahrenheit zu büßen, um jeden Preis. Aber nicht wahr, das war ein Scherz mit den vielen hundert Mark? Ich habe nur überhaupt kaum zweihundert als Reisegeld bei mir.“

„Machen Sie sich auf eine Rechnung von rund fünfhundert gefaßt, Herr Bohrmann.“

„Meine armen Kinder,“ flüsterte Herr Bohrmann und blickte ins Meer hinaus und überlegte, wie weit ein guter Schwimmer dorthin müßte, um zu ertrinken.

Hantinger sah im Grunde selbst aus wie ein Verzweifelter, aber wie einer, der die Rettung sieht. Der Schweiß stand auf seiner Stirn und seine Zähne schlugen wie vor Angst zusammen; er rieb seine Hände, ließ die Gelenke knacken, und wendete dabei kein Auge vom Lehrer.

„Bohrmann!“ rief er wie im Fieber, „Ihr Stück wird höchstens einmal aufgeführt werden und dann nicht wieder. Die Dose kann es durchsetzen durch Herrn Neumann. Aber glauben Sie ja nicht, daß es . . . es kann keinen Erfolg haben. Höchstens zwei bis drei Aufführungen. Dabei könnten zur Not ein paar hundert Mark für Sie heraus-schauen. Herr Bohrmann, ich meine es gut mit Ihnen. Unter gewissen Bedingungen kaufe ich Ihnen Ihr Stück ab, jetzt auf der Stelle, und nehme dafür diese ganze Kalsuppe auf mich. Wenn Sie wollen, lassen Sie die Rechnung vorher machen. Oder ich verpflichte mich, sie unbesehen, zu bezahlen.“

„Dessen wären Sie fähig?“ rief Bohrmann dankbar. „Mein Ketter! Sie wissen nicht, was Sie gethan haben! Meinem Siegfried haben Sie . . .“

Es knackte gefährlich in Hantingers Gelenken. Er mußte vor Aufregung einige Male die Augen schließen in seinem Raubvogelgesicht.

„Sie haben meine Bedingungen noch nicht gehört. Ich riskiere viel, ich will auch was dafür haben. Sie müssen sich verpflichten . . . um Lebens oder Sterbens willen . . . einen Revers zu unterschreiben, daß ich, Paul Hantinger, an dem Stücke mitgearbeitet habe, daß ich als Mitarbeiter auf dem Theaterzettel stehen darf und daß alle Lantiemen zur Ausgleichung des Ihnen geleisteten Vorschusses mir gehören.“

„Wenn das Hohe Lied aber nachher nicht einmal so viel abwirft, wie die Rechnung hier beträgt? Dann kämen Sie ja zu Schaden! . . . Ach Gott, diese Kalsuppe! . . . Und Sie wollten wirklich die Güte haben, sich meinen Mitarbeiter zu nennen?“

„Ich mache die gewünschten Änderungen und zahle die Rechnung, hören Sie, wenn Sie sofort den Revers ausstellen, daß ich auf dem Zettel stehe. Mit Ihnen. Von Bohrmann und Paul Hantinger. Entschließen Sie sich, bevor

die Damen drin erfahren, daß Sie ohne Geld nach Ostende gekommen sind.“

„Mein bester Herr Doktor,“ sagte Bohrmann flehentlich, „das thäte ich ja von Herzen gerne, wenn Sie nur wirklich die Güte haben wollten, mir zu helfen und die Änderungen zu machen. Es muß mir ja eine hohe Ehre sein, wenn ein Mann in der Stellung eines Dramaturgen sich mein Mitarbeiter nennt. Das ist ja, wie wenn ein Schulinspektor meine bescheidenen Aufsätze in der „Allgemeinen Lehrerzeitung“ mit unterschreiben wollte. Wie Sie mich beschämen, Herr Doktor! Sie bieten mir großmütig irdische und geistige Hilfe zugleich.“

Hantinger lachte vor nervöser Aufregung.

„So werden Sie alles das sofort unterschreiben?“

„Mein Ketter! Alles, was Sie wollen, wenn Ihnen mein Wort nicht genügt.“

„So kommen Sie.“

Hantinger ließ den Lehrer nicht mehr los. In das reich mit Ledertapeten und schweren Eichenmöbeln ausgestattete Comptoir des Hotels schleppte er ihn und verlangte dort kurz die Rechnung für die Kalsuppe. Ein auffallend feiner französischer Herr hatte die Summe binnen wenigen Minuten ausgerechnet. Es war fürchtbar: Mehr als fünfhundert Franck. Bohrmann wollte wieder alle Hoffnung verlieren. Wenn Hantinger nicht Ernst machte? Der aber schleppte ihn in den Saal zurück, wo die lustige Gesellschaft auf den Fensterbrettern und auf Schaukelstühlen umherlag. Bohrmann mußte sich neben Lizzi niederlassen und Hantinger, dessen Aufregung sich noch gesteigert hatte, rief ihm zu:

„Sie rühren sich nicht von der Stelle!“

Dann ging der Dramaturg auf die Kiez zu, die in einer Sofaede einzuschlafen drohte. Verwundert riß sie die Augen auf, machte aber nach den ersten Worten des Dramaturgen ihr gütigstes Gesicht. Sie sagte etwas, sagte Hantinger bei der Hand, um so leichter aufstehen zu können, und begab sich mit ihm schwerfällig in den Vorraum. Bohrmann verlebte eine angstvolle Minute. Er hörte kaum, wie Lizzi ihm zulüftete, er sei ein ganz abscheulicher Mann, aber wenn er nett sei, so wollte sie sich von ihm für einige Wochen nach der Insel . . . entführen lassen. Der Name der Insel klang englisch.

Da kam schon Hantinger zurück. Sein Auge glänzte wie unter Freudenstränen. Die rechte Hand hielt er in der Hosentasche, zeigte aber dem Lehrer im Vorübergehen, daß er ein Blatt festhielt.

„Er hat einen Check,“ sagte Lizzi mit Remermiene.

Hantinger hatte Herrn Neumann aus dem Kreise der Szekal herausgeholt und schien mit ihm zu unterhandeln.

Sie verließen den Saal, und wieder verlebte Bohrmann angstvolle Minuten, während Lizzi ihm klar machte, daß sie in einem Pelzumfang von blauem Fuchs ganz unvergleichlich schön aussehen würde. Endlich riß Hantinger wieder die Thür auf. Diesmal hielt er die gefüllte Faust in seiner Hosentasche.

„So kommen Sie doch!“

Bohrmann folgte ihm.

Im Comptoir zahlte er die fürstliche Rechnung und steckte dann noch zwei Banknoten in die Tasche zurück. Vor den Augen der Hotelbeamten, die sich niemals über etwas zu wundern schienen, fiel er dem Dichter des Hohen Lieds um den Hals und küßte ihn stürmisch auf den Mund.

„Sie müssen ein berühmter Dichter werden! Das sind Sie mir schuldig! Ich zuerst habe an Sie geglaubt, ich allein habe etwas auf Sie gewagt! Ich habe viel riskiert! Ich habe fast alles riskiert!“

XXV.

Die Gesellschaft war im Begriff, sich aufzulösen, als Bohrmann hoch auferichtet zu ihr zurückkehrte.

„Noch nicht ansprechen,“ rief er, im Gefühle der Rettung, fast weinend vor Glück. „Noch ein Gläschen Sekt, Herr Doktor Raskel? Aber Herr Neumann, Sie werden mir doch die Schande nicht antun, meine Gastfreundschaft zu verachten!“

Aber Doktor Raskel hatte die Mauerhofer schon hinausgeleitet, und Herr Neumann erwiderte, zugleich gegen seine Frau gewandt, die allein — wenn auch mit hochgeröteten Wangen — würdevoll und ruhig dasaß:

„Ich habe Fräulein Lizzi versprochen, ihr den Leuchtturm zu zeigen.“

Durch das geöffnete Fenster sah man den rotglühenden

Rebel, in welchem die Sonne unterging. Es roch fade im Speisesaal.

Bohrmann trat mit raschen Schritten an Mascha heran. Er trank noch von dem superben Cognac und kam sich wie ein Sieger vor. Wie einer, der seine Beute heimholt vom Schlachtfeld. Es fiel ihm jetzt ein, daß Bizzi vorhin sehr freundlich gewesen war. Sie hätte vielleicht einen Kuß gestattet. O Gott! Aber was war ihm Bizzi? Er fühlte sich als Sieger, und die Erinnerung an Maschas Küsse durchschauerte ihm den Leib.

Mascha saß zwischen ihrem Vetter und dem Herrn v. Dahlem. Sie lachte in unschöner Weise über irgend etwas Häßliches, das Dahlem erzählte. Bohrmann blidte sie strafend an, und das Gespräch verstummte.

„Das kann man doch in der besten Damengesellschaft erzählen,“ sagte Herr v. Dahlem nach einer kleinen Pause.

Mascha sprang auf. Sie war bleicher als sonst und ihre Augen flimmerten.

„Geben Sie mir den Arm, Hans Bohrmann. Wir wollen noch ein bißchen spazieren gehen.“

„Zarwohl,“ antwortete der Assessor, „Ein getreuer Freund begleitet . . .“

Während der Assessor sich im Vorraume Hüte und Schirme geben ließ, flüsterte Mascha:

„Ich liebe Dich, Hans! Du mußt etwas erfinden! Ich muß mit Dir allein sein!“

Der Assessor stand wieder neben ihnen.

„Du bist indiscret, Felix,“ sagte Mascha ruhig, aber ihr Arm zitterte in Bohrmanns Arm. „Ich habe mit dem armen Dichter etwas Geschäftliches zu besprechen.“

„Diskretion ist Ehrensache. Ich werde mit Dahlem in schicklicher Entfernung folgen.“

Draußen sagte Mascha leise:

„Es war mir Ernst, Sie dürfen sich keine Blöße geben. Verzeihen Sie mir die Frage: Sind Sie nicht in Verlegenheit gekommen? Ist die Geschichte hier im Hotel geordnet?“

„Ich habe mir erlaubt, meine Freunde zu einer Kalsuppe einzuladen,“ sagte Bohrmann gemessen, „und die Kalsuppe ist von meinem Dichterhonorar bezahlt.“

„Nicht die Kiez?“

„Ich habe mit Doktor Hantinger ein geschäftliches Abkommen getroffen.“

„Bravo,“ flüsterte Mascha und preßte Bohrmanns Arm an sich. „Sie lernen schnell! So gefallen Sie mir . . . wenn Sie wüßten, wie Sie mir gefallen! Ich meine . . . ich liebe Dich, Hänsel . . . Wir müssen allein sein.“

Wieder preßte Mascha Bohrmanns Arm, und es durchfuhr ihn wie von einem ihrer Küsse.

„Wenn wir auch auf den Leuchtturm gingen,“ murmelte er und erwiderte sehnsüchtig den Druck des weichen Arms.

„Oben auf dem Leuchtturm!“ rief Mascha und kniff die Augen ein. „Aber nein! Er ist uns ja auf den Fersen.“

„Dann, meine teure Mascha, bleibt uns nichts übrig, als zu entfliehen. Wir nehmen eines der kleinen Ruderboote, und ich fahre Dich hinaus aufs heilige Meer, in den Nebel hinein. Mein Arm hält fest. Der Assessor holt mich nicht ein.“

„Ja, mein Geliebter! Komme! Nimm mich mit Dir hinweg! . . . Aber vorsichtig . . . wir springen plötzlich in eins der kleinen Boote . . . laß mich nur machen . . . nachher mag er schimpfen, so viel er will . . . nachher.“

Die beiden Herren kamen langsam näher und schlossen sich Mascha wieder an. Sie lustwandelten bis zu dem stillen Hasen und blieben dort in der Nähe der Fischerboote stehen.

Ganz unbefangen entfernte sich Mascha von den Herren und plauderte mit einem der Fischer. Sie ließ sich die kleinen Boote zeigen, die zu vermieten waren. Sie spielte mit der Kette des kleinsten von diesen schnellen Fahrzeugen und rief dann plötzlich:

„Kommen Sie doch her, Hans Bohrmann.“

Schon saß sie am Steuer, schon hatte Bohrmann an der Ruderbank Platz genommen und die Riemen ins Wasser getaucht. „Fischerin, du Kleine!“ sang Mascha wie berauscht.

Der Vetter war herbeigelaufen. Er versuchte sich zu märgen, rief aber doch scharf, fast drohend:

„Das darfst Du nicht, Mascha. Das ist . . .“

„Fischerin, du Kleine . . . wer mich liebt, der folge mir . . . es ist ja nur ein Spaß.“

Herr v. Dahlem zog lachend sein Opernglas aus der

Tasche. Bohrmann ruderte hinaus, und Mascha winkte den Herren am Ufer mit Blicken und Fingern zu.

Erst nach einigen Minuten ließ sie das sein. Müde und wie erschlaft streckte sie sich aus, daß ihre Fußspitzen die Füße des Ruderers berührten; sie kniff die halbgeschlossenen Augen zu und flüsterte kaum hörbar:

„Nimm mich, nimm mich!“

Als Bohrmann die Riemen mit der linken Hand festhielt und seine Rechte begehrend nach ihr ausstreckte, lachte sie auf.

„Jetzt nicht! Weiter hinaus! . . . bis ich Dir zurufen werde: Küsse mich. Nur weiter! Schneller, schneller! . . . Nein, langsam, langsam! . . . Kümmer Dich nicht um mich! Nicht um das, was ich rede! Ich bin ja verrückt! Ich liebe Dich!“

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente.

(Elpenor. Robert Guiscard. Sathros.)

Unter den Abhandlungen Wischers findet sich eine, die den Titel „Sinnlichkeit, Bitterkeit, Vernunft“ führt und einen Beitrag zur Charakteristik Goethes liefert. Die drei Worte der Ueberschrift bezeichnen drei Stadien des Goetheischen Wesens. Wischer beschäftigt sich vor allem mit dem ersten, mit der Sinnlichkeit also. Die kleine Abhandlung enthält viel Gutes, aber das Beste an ihr ist schließlich doch ihr Autor. Es ist interessant zu sehen, wie sorgfältig Wischer die Grenzen zieht, um nicht mit den „Moralkorporalen“ verwechselt zu werden. Trotzdem aber laun sein strenger Verstand sich nicht beruhigen. Er will nicht sagen, daß im Punkt der sinnlichen Liebe etwas faul sei im Staate Dänemark. Das wäre zu stark ausgebrüht, meint er. Aber das unbefangene Gefühl müsse sich doch sagen, etwas sei nicht in der Ordnung. Er weist schließlich auf die Stelle in „Hermann und Dorothea“ hin, wo die Mutter dem Sohn von der Braut spricht, die er „in die Kammer führen“ will, damit ihm die Nacht „zur schöneren Hälfte des Lebens“ werde. Er meint, daß eine Mutter so mit ihrem Sohn nicht sprechen würde. Das wäre viel mehr ein Gedanke Philinens, die ihn in dem bekantesten Liebe ja auch thatsächlich auspricht. Die Sinnlichkeit wäre hier also nicht motiviert und wirke störend. Raun aber hat er es gesagt, thut es ihm halbwege leid und er fängt mit um so größerem Eifer an, die Sinnlichkeit Goethes gegen gewisse Verdächtigungen in Schutz zu nehmen. Wieland, meint er, führt falsche Idealisten vor, Verkünder der Sinnenwelt, läßt dann lästerliche Reize spielen, verschobene Dufentücher u. dgl., macht seinen Schwärmer firre, bringt ihn ironisch zu Fall und märdert ihm nach. Gegenüber der geistlosen, unsauberen Bilanziererei dieses Spiels ist Goethe unschuldig wie Schnee. Er ist n a i v. Der Geschlechtsgenuß kommt ihm eben so ungemein verpönt vor, daß er gern, gar gern, gerner als der Zusammenhang erlaubt, darauf zurückkommt. Dies ist jung und man kann sagen, Goethe sei darin merkwürdig lange jung. Nachdem er diesen liebenswürdigen Satz gefunden hat, fällt ihm ein, daß — Himmeldonnerwetter! — etwas doch nicht ganz in der Ordnung sei. Er wird wieder streng und nimmt ein zweites Beispiel. Schließlich sagt er sich ästhetisch so: wenn der Dichter der Sinnlichkeit die Stoffschwere nimmt und sie als feilsch durchleuchtetes Fluidum in die Dichtung hinüberrettet, dann halten wir uns einfach ans Gedicht und kramen nicht nach Weiberart im Leben herum. Bei Goethe sei dies nun in außerordentlich hohem Maße der Fall. Immer aber gelinge es ihm nicht. Die Sinnlichkeit sicht mitunter als Stoff hervor. An diese Abhandlung wurde ich bei der Aufführung des „Sathros oder des vergötterten Waldteufels“ lebhaft erinnert. Mir scheint, daß wenigstens in der ersten Hälfte die Sinnlichkeit als Stoff hervorsticht. Vielleicht trägt das Theater einen Teil der Schuld, das in seiner drastischen Deutlichkeit ja immer etwas unterstreicht. Als der Waldteufel — mit nachdem Oberkörper und lang behaarten Weinen dargestellt — die verliebte Jungfer an sich preßte, höchst realistisch, wie Waldteufel nun einmal sind — da packte zwar nicht mich, wohl aber meine Nachbarin zur Rechten ein laises Grauen (ein Glück, daß Goethe gespielt wurde und daß Goethe auch für die Philister zur „allgemeinen Bildung“ gehört.) Ich habe selbstverständlich an sich gar nichts gegen die Umarmung des Waldteufels — ich habe überhaupt nichts gegen Waldteufel, Umarmungen und verliebte Mädchlein. Aber die Sinnlichkeit ist zu unvermittelt, zu wenig in Kunst aufgelöst; sie sicht als Stoff hervor, wie der alte Wischer sagt. — Das kleine Spiel ist eine Verhöhnung der wild gewordenen Naturapostel. Der Waldteufel schwatzt den Menschen allerlei philosophisches Vrimborium der Natur usw. vor, wird dafür vergöttert und bemüht sich als Gott nach besten Kräften (und er ist sehr kräftig) den Männern Hörner aufzusetzen, wofür er sich ja allerdings auf das Beispiel früherer Götter berufen kann. Schließlich wird er erkannt und hinausgeworfen. Das Ganze ist eine sehr leichte Sache. Der Witz ist — um Verzeihung — von mäßiger Schärfe. An die großen Gedanken, die hinter den verspotteten Naturaposteln liegen, an Rousseau wollen wir sagen, darf man nicht denken oder besser,

wenn man daran denkt (Denn niemand kann seinem Denken wehren) kommt einem der Charakter der Arbeit recht deutlich zum Bewußtsein. Es ist mehr ein Beitrag zur gesellschaftlichen Unterhaltung, als ein Beitrag zur Kunst; ein liebenswürdiger Maskenscherz, den man sich vor einem gebildeten Publikum denken muß, vor einem Publikum mit den von Frankreich her beeinflussten Seiten des 18. Jahrhunderts; vor einem Publikum, das gern erlaubte, was gefällig war. Goethe hat einmal gemeint, daß er eine zu „konziliante Natur“ sei, um eigentlich Dramatiker zu sein. Eben diese „konziliante Natur“ gestaltete ihm, auch einmal mit so einem losen Scherz zu dienen. Ein Abglanz von der hellen Sonne des Dichters ruht auf der Gestalt des Eremiten. Sie ist aus der Skizze nicht herausgelommen, aber die Skizze ist genial. Dieser stillvergnügte Greis, der sich im Frühling freut, wenn jedes Blatt des Walds zugleich Cheberr und Wochenbett ist, der, als er gehängt werden soll, in seiner bescheidenen Weise meinte, er sei zwar nicht der erste Märtyrer, wohl auch nicht der letzte, aber der harmloseste sei er gewiß — in diesem Greis steckt sonnige Poesie.

„Elyenor“, ein Fragment von Goethe, das den Abend einleitete, erweist sich als eine spannende und wirkungsvolle Exposition. Die Verse atmen im Grunde nicht die Eigenart des Dichters. Mir scheint, daß alles stark unter dem Einfluß der griechischen Tragödie steht und daß Goethe so einer dramatischen Wucht nachstrebt, die seinem Wesen im Grunde fremd war. Nichtsdestoweniger ist Wucht erreicht und einzelne Momente wird man sobald nicht vergessen. Daß die Wucht und mithin das Drama nicht eigentlich Goethes Sache waren, spürt man freilich auch schon daran, daß er in den starken Momenten nicht seine eigene Sprache spricht und auch keine, die auf diese Sprache hindeutet. Er hat ja selbst gesagt, daß er an einer wirklichen Tragödie — an einer Tragödie mit allen Grausen und Schrecken, wie Macbeth etwa — zu Grunde gehen könnte, und so mag Wischer schließlich noch einmal recht haben, wenn er ihn im letzten Grunde für einen weichen Geist hält und sein Wesen in dieser Zeile des Mignonlieds — wie im Bilde — findet!

„Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht.“

Die beiden Dichtungen Goethes rahnten den „Robert Guiscard“ von Kleist ein. Die Dichtung wirkte nicht wie eine Exposition, sondern wie ein Ganzes, das Schaden genommen hat. Bei Goethe kann man sich den Verlauf der Tragödie denken — bei Kleist vermag ich nicht in die Zukunft zu sehen. Der Herzog der Normannen liegt vor Vhyang, als im Heere die Pest ausbricht. Das entsezte Heer drängt vor sein Zelt, um ihn zur Umkehr zu bewegen. Dort erfahren sie das Grauenhafte, daß Guiscard selbst von der Pest befallen ist. Aber noch als Pestkranker zieht er Helm und Harnisch an und will nicht umkehren, bis er schließlich ohnmächtig zusammenbricht. Man empfängt den starken Eindruck einer kraftvollen, genialen, markigen dramatischen Skizze. Wir glauben, daß sich der Guiscard noch am ehesten im Spielplan des Theaters halten wird. Für den ganzen Nachmittag gebührt Lindau der Dank aller Literaturfreunde.

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— Arnold Böcklin und Gottfried Keller. In der „Neuen Freien Presse“ erzählt ein Ungenannter: Wie sehr der Maler auch in andren nicht künstlerischen Angelegenheiten auf das Urteil seines Dichterfreundes hielt, möge folgender Zwischenfall bezeugen. Ein Finanzmann, der durch seine ausgedehnten und erfolgreichen Transaktionen an der Börse viel von sich reden gemacht, richtete sich eine neue Villa ein, die in etwas besserem Geschmack als die bislang üblichen Familienhäuser erbaut war. Fremde legten ihm nahe, daß es angezogen wäre, das neue Haus auch mit Bildwerken auszustücken und sich deshalb an Böcklin zu wenden, dessen Atelier zu jener Zeit manches der Vollendung entgegengehende und des Käufers harrende Bild enthielt und der selbst nicht im Ueberfluß schwelgte. Der Finanzier erschien in der That in des Malers Werkstätte und traf seine Auswahl. Eben sollte der Kauf perfekt werden, als Böcklin den Namen seines Besuchers, den er anfänglich überhört hatte, erfuhr. Von dem Augenblicke an war der sonst so ertige Maler wie ungetauft und wollte von einer weiteren Abmachung unter allerlei Hastig bei den Haaren herbeigezogenen Ausflüchten nichts wissen. Später erfuhr man dann, er habe sich erinnert, daß Gottfried Keller einmal im Gasthause beim Eintreten desselben Herrn von seinem Plage fortgerückt sei und sich geäußert habe, er möge nicht neben einem Menschen sitzen, „der fremden Leuten an der Börse Geld abnimme und sich damit bereichere“. Und einem solchen Manne könne er, Böcklin, doch unmöglich seine Bilder überlassen!“

Theater.

oe. Belle Alliance-Theater. Dialektschauspieler und kein Ende! Tegernseer, Sälzseer, Köner, Medlenburger und nun im Belle Alliance-Theater noch Schwarzwälder in kleidsamer Tracht und kleidsamer Sprache. Damit hört's aber auf bei den neuesten Gästen. Was die guten Leute spielen, erinnert weder an die Geistesfreiheit und Seelenkonflikte in Auerbachs Dorfgeschichten, noch an die gemüthvollen Erzählungen in den älteren Jahrgängen des Lahrer Hinkenden Voten. Eine ziemlich roh zugehaunene Mordgeschichte bildet den Inhalt der als Bauernkomödie be-

zeichneten Schürze „Die Späße verzähle es“. Ein braver Purche ist zu Unrecht verdächtigt, den alten Förster erschossen zu haben; zwar sprechen ihn die Geschwornen frei, aber dafür lastet die schlimmere Qual auf ihm, daß ein geliebtes Wesen ihm die Luthat zutraut. Bevor sich aller Schmerz in Wohlgefallen auflöst, unterhalten Anekdoten, Tanz und Biergelage das Publikum; am Schluß eines jeden Akts gruppieren sich die Mitwirkenden möglichst malerisch und singen ein bekanntes Volkslied. Künstler von besonders auffallender Begabung ragen nicht aus der Truppe hervor; das Zusammenspiel ist jedoch ohne Tadel und auch die der Gesellschaft gehörenden Dekorationen können sich sehen lassen.

Kunstgewerbe.

— Die staatlichen Unterrichts-kurse im ornamentalen Pflanzenzeichnen, die 1890 in Rom im Auftrage des preussischen Kultusministeriums zur Ausbildung kunstgewerblicher Lehrer eingerichtet wurden, sind behufs Einföhrung einer rationalen Methode an den Kunst- und Baugewerkschulen von dem Handelsministerium übernommen und auch in diesem Jahre fortgeführt worden. Seit Februar wirken sieben Lehrer aus Elberfeld, Düsseldorf und Barmen auf Staatskosten zu ihrer Ausbildung in Rom, womit die Zahl der durch Maler Professor M. Meurer dort ausgebildeten Stipendiaten die Zahl dreißig bereits überschritten hat. Es schließen sich dabei an den preussischen Zeichen- und Modellierunterricht einerseits Vorträge über die Formenlehre der Pflanzen an, soweit die ornamental verwertbaren Teile derselben in Betracht kommen, andererseits stitgeschichtliche Belehrungen, in denen die Entstehung des Ornamentes aus Naturformen an Beispielen erklärt wird. Die in den letzten Jahren in Fach- und Kunstzeitschriften vielfach erörterte Methode Meurers ist inzwischen an der Kunstgewerbeschule zu Elberfeld einheitlich durchgeführt worden. Dort will man auch, wie wir hören, die Sammlung der Vorbilder und der Naturabgüsse nach pflanzlichen und tierischen Motiven bei dem Neubau der Kunst- um ein eignes großartiges Gewächshaus für lebende Pflanzen vermehren.

Humoristisches.

— Vereinfachung. „Wissen Sie, Gnädige, eine Glatze hat auch ihr Gutes. Wenn ich verreise, brauche ich keinen Kamm und keine Bürste mitzunehmen.“

— So, dann mache ich Ihnen einen Vorschlag: lassen Sie sich die Zähne ansziehen, dann brauchen Sie auch keine Zahnbürste mitzunehmen.“

— Frühling. Er: „Wie köstlich kleidet Euch die Farbe der Unschuld, teures Mädchen, aber es schmerzt mich der Gedanke, daß man die Grasseden bemerken wird.“

Sie: „Grade deshalb, o Vielgeliebter, hieß mich meine Frau Mutter dieses Gewand anziehen.“ (Simpl.)

Notizen.

— Die „Deutsch-französische Mundschau“ („Revue franco-allemande“) ist am 1. April in den Verlag von F. A. Latzmann, Berlin, Goslar, Leipzig, übergegangen; die deutsche Redaktion hat Edgar Alfred Regener in Berlin übernommen.

— „Der schuldige Teil“, ein neues Lustspiel von Hugo Lubliner, wird anfangs November am Lessing-Theater und zugleich auch an andren auswärtigen Bühnen in Scene gehen.

— Goldmarks neueste Oper „Göy von Verlichingen“ ist als erste Novität der nächsten Saison in der Wiener Hofoper in Aussicht genommen.

— Im Verein für deutsches Kunstgewerbe (Künstlerhaus) spricht am 10. April Direktor Dr. P. Jessen über „Die Aufgaben des Tapezierers und Dekorateurs in der heutigen Wohnung“. Der Vortrag wird durch Lichtbilder und durch Ausstellung von Möbeln und Dekorationsstoffen erläutert werden.

— Eine neue Kunstgalerie für Werke moderner Künstler beider Nationalitäten wird in einem besonderen Gebäude in Prag errichtet werden.

— Für die wissenschaftliche Untersuchung der Meere im Interesse der Hochseefischerei soll, wie man aus Geestmünde schreibt, ein eignes Fahrzeug gebaut werden, welches mit allen Fangeräten, wie sie in der modernen Hochseefischerei gebräuchlich sind, ausgerüstet werden soll. Die auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung und die in der Praxis gemachten Erfahrungen sollen in jeder Hinsicht berücksichtigt werden.

— 3920 Alphabeten wollte der Stadtrat von Eger unter den 22000 Einwohnern der alten deutschen Stadt bei der letzten im Weihnachen gescheneen Volkszählung gefunden haben. Die Eyrischen, die Volks- und Bürgerschulen, Gymnasium und Realschule, eine Handwerker- und eine Ackerbauschule besitzen, wurnte es mächtig, so mit einemmale knapp vor den Votoliden zu rechnen; sie sammen und sinnierten, stiftelten und suchten und fanden — das Geheimnis: der Statistiker des antisemitischen Gemeinderats hatte alle noch nicht schulpflichtigen Kinder unter diejenigen geworfen, so da weder lesen noch schreiben können.